

Die andere Seite

Krieg und Kriegstrauma bei den britischen Truppen
an der Somme – im Spiegel
literarischer und persönlicher Zeugnisse

**von Kurt Oesterle
(2016)**

Harry Patch – so hieß der letzte britische Teilnehmer am Ersten Weltkrieg, der 2009 im Alter von 111 Jahren starb und sich in seinem Erinnerungsbuch „the last fighting Tommy“ nannte. Mit 18 war er in den Krieg gezogen, als MG-Schütze, und kämpfte bis zu einer schweren Verwundung in Frankreich und Belgien. Jahrzehnte später sollte er schreiben: „Ich habe nie verstehen können, warum mein Land mich von meiner friedlichen Arbeit rufen und mich dazu ausbilden konnte, nach Frankreich zu reisen und einen Mann zu töten, der mir völlig unbekannt war. Warum kämpften wir? Das habe ich mich oft gefragt. Am Ende des Krieges wurde der Frieden am runden Tisch ausgehandelt, warum zum Teufel konnten sie das nicht am Anfang machen, ohne Millionen von Männern zu verlieren?“

Großbritannien hat während des Ersten Weltkriegs vor allem in drei Schlachten die meisten Soldaten verloren: 1916, in der

Somme-Schlacht, 420 000; 1917, in der letzten Flandern-Schlacht, 275 000; 1918, in den Kämpfen, die dem Durchbruch bei Amiens folgten, noch einmal 350 000. Allein in diesen drei Schlachten sind mehr als eine Million Briten getötet und verwundet worden oder galten danach als vermißt.

Wofür? Das war vielen Kriegsteilnehmern - siehe Harry Patch - zeitlebens nicht klar. Freilich, man hatte Bündnisverpflichtungen, vor allem Frankreich und Rußland gegenüber. Auch die Verletzung der belgischen Neutralität durch die Deutschen konnte nicht hingenommen werden. Deutschland galt in Großbritannien schon seit Jahrzehnten als Bedrohung, und ein gewonnener Kontinentalkrieg hätte dem Kaiserreich auf Jahrzehnte hinaus die Hegemonie in Europa gesichert - selbst die Kanalküste wäre dann unter deutsche Vorherrschaft geraten. Das überfallene Belgien eignete sich indes am besten, mit einem Wort der Historikerin Annika Mom-bauer, als „Propagandavehikel“ - nichts brachte mehr junge Briten dazu, sich freiwillig zu den Waffen zu melden, als jene Greuel-taten, die von deutschen „Hunnen“ oder „Barbaren“ - angeblich oder wirklich - am unschuldigen belgischen Opfer begangen wurden. So erschien in Großbritannien der heraufziehende Krieg schnell auch als einer zwischen Gut und Böse, als heiliger Krieg oder Kreuzzug für die Sache der Freiheit und der Menschlichkeit, als schiere Zivilisierungs-Mission, so wie bereits der Burenkrieg fünfzehn Jahre zuvor, ungeachtet seiner Grausamkeit.

Es war ebenfalls der Burenkrieg, der auf der Insel das Bild des Soldaten veränderte. Bis dahin hatte die Armee ein schlechtes

Image besessen, zumal sie als Sammelbecken der Unterschicht galt. Im Krieg am Kap jedoch waren - zum ersten Mal in einem Kolonialkrieg - auch Freiwillige aus der Mittel- und Oberschicht zum Einsatz gekommen, was zur Heroisierung des Soldatenbilds beitrug und unter den nachwachsenden Eliten eine Welle militärischer, ja, militaristischer Begeisterung auslöste. Der Staat wußte das zu nutzen: 1907 wurden an allen Universitäten des Landes die sogenannten *Officer Training Corps* eingerichtet, die bereits während der Studienzeit mit der Offiziersausbildung begannen - und schon zwei Jahre darauf, 1909, waren *Military Studies* überall sogar zu Prüfungsfächern geworden. Dreißig Prozent der ungeprüften Studenten von Oxford besuchten 1911 die paramilitärischen Kurse, und Cambridge durfte sich 1913 damit rühmen, unter allen britischen Hochschulen die meisten Offiziere für die reguläre Armee hervorgebracht zu haben. „Diese Führungsposition im militärischen Bereich wurde ein immer wichtigerer Bestandteil im Selbstbild vieler *Cambridge men*“, wie Sonja Levsen schreibt, die eine vergleichende Studie über Tübinger und Cambridger Studenten zwischen 1900 und 1929 veröffentlicht hat, unter dem Titel: „Elite, Männlichkeit und Krieg“. Übrigens, auch die zusehends stärker empfundene deutsche Gefahr soll bereits lange vor dem Krieg bewirkt haben, daß sich immer mehr Studenten dem *Officer Training Corps* ihrer Universität anschlossen. Die Ausbildung in diesen *Corps* noch vor dem eigentlichen Wehrdienst hatte auch zur Folge, daß später an der Westfront auffallend viele britische Feldkommandeure von sehr jungem Alter zum Einsatz ka-

men, Zugführer im Rang von Oberleutnants, Kompanieführer im Rang von Hauptleuten, die allesamt kaum zwanzig Jahre alt waren, junge Männer wie Charles Sorley oder Robert Graves, von denen nachher die Rede sein wird. Graves, im Oktober 1915 Hauptmann geworden, erklärte das Phänomen später so: „(Bei manchen Bataillonen) wurden Subalterne, die früh eingetreten waren, sehr schnell befördert, weil die Bataillonsstärke sich verdreifacht hatte und das Bataillon nun dreimal soviel Hauptleute haben durfte ... (So war ich denn) zum Hauptmann befördert, im Alter von nur zwanzig Jahren und über die Köpfe älterer Offiziere hinweg, die viel länger an der Front gewesen und besser ausgebildet waren als ich.“

Die Eliten, vor allem Wirtschafts- und Bildungsbürger mit akademischem Abschluß, waren in der britischen Armee folglich überrepräsentiert – die Einheit, in der Captain Graves diente, die *Royal Welch Fusiliers*, sollte gar als *poets battalion*, als Dichter-Bataillon, in die Geschichte eingehen. Entsprechend viele Namen von Gutsituierten und Hochgebildeten fanden sich alsbald auch in den Verlustlisten. Ein paar schnöde Zahlen: Die durchschnittliche Gefallenenrate der britischen Armee im Ersten Weltkrieg betrug zwölf Prozent; die Todesrate unter den Cambridge- und Oxford-Studenten aber war mehr als doppelt so hoch (nur knapp darunter die Zahl der gefallenen deutschen Studenten, während die Zahl der im Krieg umgekommenen Angehörigen der *École Normale Supérieure* in Paris bei unerhörten fünfzig Prozent lag ...)

Wer von den höheren britischen Bildungseinrichtungen in den Krieg zog, tat es in der Regel freiwillig. Besonders die kulturellen Eliten traten mehrheitlich als Gegner der Wehrpflicht auf – diese passe nicht zur *Englishness*, zu der einmal eine althergebrachte Vorstellung von Freiheit gehörte, zum anderen eine Idee der Pflicht, die der persönlichen Moral entstammte, nicht dem *common sense*. Deutsche Vorstellungen von Unterordnung, blinder Disziplin oder gar Kadavergehorsam nahmen sich in diesen Kreisen abstoßend fremd aus. Nicht minder der Zwang zu politischem Einheitsdenken. Als im Tübingen des Jahres 1914 die Volksgemeinschaft an die Stelle der Klassengesellschaft treten sollte, in der abweichende Sichtweisen nicht geduldet wurden – „Burgfrieden“ auf schwäbisch -, waren in Oxford und Cambridge nach wie vor unzensuriert kriegskritische Meinungen erlaubt. Partei zu sein und eigenständig zu denken, galt immer noch als selbstverständlich und wurde respektiert; Nation und Demokratie gingen in Großbritannien auch weiterhin Hand in Hand, und ich frage mich, ob es Zufall ist, daß am Ende die bei weitem demokratischere Nation zu den Siegern zählte?

Doch bei allen Unterschieden, eins hatten die deutschen und britischen Eliten bei Kriegsbeginn gemein: Beide schätzten den Krieg, der sie erwartete, grundfalsch ein – die deutschen Studenten mythologisierten und heroisierten ihn im Wunsch nach männlicher Bewährung, die britischen verharmlosten ihn zum *war game*, zum Kriegsspiel, das man mit standesüblichem Sportsgeist glaubte bestehen zu können.

Ich werde im folgenden dem Kriegserlebnis dieser Eliten nachspüren – nicht, weil es besonders kostbar und herausgehoben wäre, sondern weil seine literarische Verarbeitung längst als besonders aussagekräftig und repräsentativ gilt, so wie der große Historiker John Keegan es in seinem Buch „Das Antlitz des Krieges“ formuliert hat: „Die Erfahrung der Westfront - deren entscheidende Phase an der Somme stattfand -“, schreibt Keegan, „hat bei der sie erlebenden Generation eine umfangreiche Literaturproduktion ausgelöst. Viel Poetisches war darunter, und die Gedichte wurden als erstes veröffentlicht, zum großen Teil noch während des Krieges. Eben weil sich (diese Erfahrung) zuallererst in Gedichtform äußerte, einer literarischen Form, die der Leserschaft den dokumentarischen Wert vorenthielt, hatte er nur vorübergehende Wirkung; genauer gesagt: Er brauchte, um bleibend zu wirken, eine gewisse Untermauerung in Form der Prosa, eine Bestätigung in gewöhnlicher Sprache, daß das, was (diese Dichter aus den Schützengräben) zu sagen hatten, nicht persönlich und subjektiv, sondern Ausdruck der Empfindungen einer ganzen Generation war. Einer *ganzen Generation* ist freilich zu viel gesagt ... Aber die schweigende Mehrheit der Kriegsgeneration erkannte in ihren Versen doch wohl eine Wahrhaftigkeit, der sie ihr Placet geben konnte.“

Doch nicht nur diese schweigende Mehrheit, so möchte ich hinzufügen, sondern auch jene, denen das Fronterlebnis unbekannt war – oder gar wir, die Nachgeborenen, die es sich zur Pflicht gemacht haben, nicht zu vergessen ...

Ich trage nun, um Ihnen einen ersten Eindruck zu verschaffen, einige Gedichte vor. Das erste stammt von Robert Graves, wurde 1916 während der Somme-Schlacht geschrieben und heißt „A Dead Boche“ – „Ein toter Deutscher“:

*Für euch, die meine Kriegsgesänge lesen
Und Ohren nur für Blut und Ehre haben,
Ich will euch sagen (was ihr sicher schon gehört):
Krieg ist die Hölle! Auch wenn ihr´s bezweifelt ...
Heut fand ich, dort, im Wäldchen von Mametz,
ein gutes Mittel gegen jeden Durst auf Blut:*

*Da, an zerborst´nem Strunk,
in Dreck und großem Durcheinander
saß angelehnt ein toter Boche, stinkend und
mit bösem Blick.
Klamotten und Gesicht, aufgeschwemmt von Naß und Grün,
geduns´ner Bauch, bebrillt, das Haar gestutzt
schwarz tröpfelte das Blut aus Bart und Nase.*

Eine Bestandsaufnahme von fast journalistischer Nüchternheit; bemerkenswert daß hier der Feind ins Blickfeld kommt, der indessen gar nicht als Feind erscheint, genau wie Charles Sorley ihn bereits wahrgenommen hatte in seinem letzten Gedicht, bevor ein deutscher Scharfschütze ihn erwischte; dort heißt es:

*Sieger und Besiegte, sie sind eins im Tod:
Feigling und Held: Freund auch und Feind ...*

Oder, ebenfalls nicht lange vor seinem Ende an der Front, nur eine Woche vor dem Waffenstillstand, Wilfred Owen, der in Großbritannien als der größte Dichter unter den „poets of the Great

War“ gilt, in seinem Poem „Strange Meeting“ – „Seltsame Begegnung“, übersetzt von Joachim Utz. Darin treffen sich - im Massengrab! - ein deutscher und ein britischer Soldat; doch wer von beiden spricht, bleibt offen:

*Ich bin der Feind, den du erschlugst, mein Freund.
Im Dunkeln gar erkenn´ ich dich: So hat dein Haß
durch mich hindurchgestiert, gestern, beim Todesstoß.
Ich wehrte mich, doch meine Hände waren kalt und
willenlos.
Laß uns jetzt schlafen ...*

Mitleid, so Owen, sei der Antrieb seiner Kriegsslyrik - in seinen Worten: „The Poetry is in the pity“ -, was ihm von kunstverliebten Patrioten und erfahrungsfernen Ästheten gleichermaßen verübelt wurde. Verübelt als gar zu starke Empathie, die den Krieg - *diesen* Krieg der Maschinen und des Massensterbens - längst als eine gemeinsame - sozusagen grabenübergreifende - Erfahrung zu sehen gelernt hatte, als Krieg, der keinen echten Sieger kennen würde. Dennoch, sie wußten gleichfalls um die Unterschiede zwischen den Kriegsparteien, diese jungen britischen *war poets*, wußten, wer hier für was kämpfte. So auch - wiederum - Charles Sorley, als blutjunger Hauptmann gefallen, ein *Cambridge man*, der gut Deutsch konnte und in Jena studiert hatte, als der Krieg ausgebrochen war; die letzte Strophe seines Gedichts „To Germany“ – „An Deutschland“ lautet:

*Wenn Friede herrscht, seh´n wir uns wieder
mit neugebor´nen Augen und wahrhaftiger denn je
und staunen. Reifer nun für Liebenswürdigkeit und Wärme,
ergreifen fest wir unsre Hände und lachen über unser
altes Weh,
Wenn Friede herrscht ... bis dahin aber Sturm,
Finsternis und Donnerrollen und ein Strom von Regen.*

Nach diesem Zwischenspiel einige grundsätzliche Bemerkungen: Anders als die französische hat die britische Weltkriegserfahrung in Deutschland keinen großen Anklang gefunden (übrigens auch in Frankreich nicht) – bis heute ist sie eine kaum erschlossene Ressource abendländischen Kriegswissens geblieben, das mir indes so unentbehrlich scheint wie das homerische nach Troia. Wenn ich mich nicht täusche, dann war an den Fronten des Ersten Weltkriegs nirgends so viel kulturelle Kompetenz vertreten wie an den britischen – daher die vielfältigen Früchte, die von so vielen hochbegabten und gebildeten jungen Männern auf den Feldern des Todes geerntet wurden. Trotzdem, ich greife wohl kaum zu hoch, wenn ich sage, daß neun Zehntel der Kriegsliteratur aus Großbritannien nie ins Deutsche übersetzt wurden, Gedichte von Autoren, deren Namen auf der Insel einen ausgezeichneten Klang haben, hierzulande aber so gut wie nicht bekannt sind: außer den bereits zitierten etwa Rupert Brooke, gefallen 1915, Edward Thomas, gefallen 1917, oder Isaac Rosenberg, gefallen 1918.

Besser steht es nur um die Hauptwerke der Kriegs-Erinnerungsliteratur, die Bücher von Robert Graves oder Richard Aldington etwa, auch wenn sie - erschienen auf deutsch um 1930 - heute großteils vergriffen sind. Die hier vorgestellten Gedichte habe ich aus dem genannten Grund beinahe alle selbst übersetzt, für den heutigen Anlaß, doch da ich kein professioneller Übersetzer bin, eher in dokumentarischer als literarischer Absicht, zum Beispiel meist unter Weglassung der Reime.

Eine Ausnahme gibt es immer, und sie überragt oft alles: Ich spreche von Robert Cedric Sherriffs Bühnendrama „Journey´s

End“ – „Ende der Reise“, einem quasi-dokumentarischen Theaterstück, das in einer britischen Grabenstellung bei St. Quentin spielt - also an der Somme-Front - und in seiner hoffnungslosen Endzeitstimmung stark an Remarques „Im Westen nichts Neues“ erinnert. Ein klaustrophobes Drama aus Erdlöchern, das minutiös den Frontalltag kurz vor Kriegsende darstellt - Verzweiflung, Selbstmord, unterdrückte Furcht und Feigheit, keinerlei Siegestimmung - und von Thomas Manns Freund Hans Reisiger ins Deutsche übertragen wurde, unter dem Titel: „Die andere Seite“ – wovon ich übrigens nichts wußte, als ich meinem heutigen Vortrag denselben Titel verlieh. Aber schon damals, im Sommer 1929, muß der Wunsch hellhöriger Zeitgenossen groß gewesen sein, die ausgeblendete britische Kriegserfahrung den Deutschen mit ostentativem Fingerzeig nahe zu bringen. Fünfzehn Auflagen erlebte die deutsche Ausgabe dieses Stücks allein bis zum Winter 1930. Gleichzeitig wurde es in 13 Ländern gespielt, und im Londoner *Apollo Theatre* verkörperte Laurence Olivier in zahllosen Vorstellungen die Hauptrolle des Kompanie-Chefs Stanhope. Auch ein junger deutscher Kriegsgefangener kommt in Sherriffs Drama vor, ein Württemberger, ausdrücklich, der sich in aller Seelenruhe weigert, den Briten Kriegsgeheimnisse zu verraten. Autor Sherriff selbst, Jahrgang 1896, war drei Jahre Soldat und 1917 schwer verwundet worden. Am Ende versinkt seine britische Grabenwelt in deutschem Granatfeuer. Regieanweisung für das Schlußbild: „Finsternis im Unterstand, da und dort glüht der rote Morgenhimmel durch die zackigen Löcher im verschütteten Eingang.“

Das dokumentarisch wertvollste - literarisch gleichwohl großartige - Buch über den Ersten Weltkrieg hat Ende der zwanziger Jahre in Großbritannien der bereits mehrfach zitierte Robert Graves vorgelegt; es heißt im Original „Good-bye to All That“, zu deutsch: „Strich drunter“, firmiert in Deutschland bis heute als Roman und ist, wenn ich recht sehe, nach wie vor in der Taschenbuchreihe „Rowohlts Jahrhundert“ vorrätig. Ich kenne kein zweites Buch, in dem mehr über die britische Kriegserfahrung zu lernen wäre. Der Autor war, 1895 in Wimbledon geboren, bei Kriegsbeginn bereits ein nicht unberühmter Dichter sowie passabler Boxer gewesen, und sein voller Name lautete: Robert von Ranke-Graves, sprich: seine Mutter war eine Deutsche, die Tochter nämlich Heinrich von Rankes, eines Bruders des preußischen Historikers Leopold von Ranke, der als Revolutionär des Jahres 1848 aus Deutschland geflohen war und sich wie Karl Marx in London niedergelassen hatte, wo er übrigens sein Medizinstudium zu Ende führen konnte; von der Vaterseite her war Graves protestantischer Ire mit Wurzeln in der Grafschaft Limerick.

Sein Buch wimmelt nur so von kostbaren Ironien und Selbstironien, die bis ins Defaitistische reichen und die Schilderung weitgehend freihalten von den Auswirkungen herrschender Ideologien sowohl der Kriegs- wie auch der Nachkriegszeit. Mit anderen Worten: „Good-bye to All That“ rechnet gründlich auch mit der gesamten eigenen Herkunftskultur ab, der „protestantischen Ethik führender englischer Schichten“, wie der Autor selbst es ausdrückt, läßt sich in keinem Moment zu antideutschen Tiraden hin-

reißen - Zitat: „Ich bewundere meine deutschen Verwandten. Sie haben edle Grundsätze, sind umgänglich, freigiebig und ernsthaft.“ -, läßt aber gleichfalls keinen Zweifel daran, daß er als Soldat und Offizier allzeit versuchte, dem Feind jeden erdenklichen Schaden zuzufügen. Ich glaube, er war ein gefährlicher Gegner, zumal er auch noch - wie Sorley - gut Deutsch sprach! Ja, gefährlich: obwohl Graves nach eigenem Bekunden an der Front täglich mindestens eine Flasche Whisky brauchte, um seine Angst niederzuhalten, und überdies behauptet, im Krieg nicht eine einzige Tat begangen zu haben, die einen Orden wert war. In der Somme-Schlacht wurde Graves schwer verwundet, so schwer, daß man ihn für tot hielt und liegen ließ; als er wieder unter den Lebenden weilte, konnte er - welch seltenes Vergnügen - in der „Times“ einen Nachruf auf sich lesen! Woraufhin er im selben Blatt eine Anzeige folgenden Wortlauts aufgab: „Hauptmann Robert Graves, Königliche Welch-Füsiliere, amtlich 'infolge Verwundung gestorben', teilt seinen Freunden mit, daß er sich im Königin-Alexandra-Krankenhaus von seiner Verwundung erholt.“

Mit leicht geschwärztem Humor hebt auch sein Buch bereits an:

„Meine Größe ist mit sechs Fuß, zwei Zoll angegeben, Augen grau, Haare schwarz. Dem 'schwarz' müßte eigentlich noch 'dicht und lockig' hinzugefügt werden. Im weiteren heißt es, ich hätte 'keine besonderen Kennzeichen', was nicht stimmt. Zunächst wäre da meine große, ehemals hakenförmig gebogene Nase, die ich mir in Charterhouse - seinem College - brach, als ich törich-

terweise Rugby mit Fußballern spielte. Dadurch leicht angeschlagen, wurde sie durch einen Fausthieb vollends schief. Schließlich versuchte sich ein unfähiger Militärarzt an ihr, und seither hat sie als senkrechte Grenzlinie, zwischen der linken und rechten Seite meines Gesichts, die von Natur aus schon nicht zusammenpassen, ausgedient. Augen, Brauen und Ohren sind auffallend unsymmetrisch placiert, meine Wangenknochen sitzen reichlich hoch, jedoch nicht auf gleicher Höhe. Mein Mund ist, was man 'voll' nennt und mein Lächeln verkniffen ...

Meine komischste Nummer verdanke ich einem Becken mit Gummigelenken. Ich kann auf dem Tisch sitzen und damit wie die Fox Sisters den Takt klopfen. Eine Schulter ist wegen Verletzung der Lunge deutlich niedriger als die andere. Ich trage keine Uhr, weil ich ständig die Hauptfeder magnetisiere. Als während des Kriegs der Befehl ausgegeben wurde, daß alle Offiziere eine Uhr zu tragen und die Uhrzeit täglich zu vergleichen hätten, mußte ich jeden Monat zwei neue kaufen. Medizinisch gesehen, bin ich 'kerngesund'."

Robert Graves ist, soweit ich sehe, der einzige literarische Chronist des Ersten Weltkriegs, der auch humorvoll über das von ihm Erlittene schreiben kann – eigentlich unvorstellbar! Sein Witz stammt, kaum zu verkennen, aus dem englischen Understatement und soll jedwedes Pathos dämpfen; genauso weiß Graves jedoch, wann Humor unangebracht ist. Im großen ganzen möchte ich diesen Briten mit deutsch-irischer Ader einen Schüler des großen barocken Kriegserzählers Grimmelshausen nennen, von dessen „simplizianischer“ Grundhaltung er zumindest die Neigung zu - dezenter - Komik, teils auch Satire übernommen hat, mit der das Grauen eingedämmt werden kann. Wohlgedemert, es ist derselbe Robert Graves, der

sich weigerte, sein schweres Kriegstrauma behandeln zu lassen, weil er fürchtete, dadurch die Quelle seiner poetischen Inspiration zum Versiegen zu bringen.

Graves war ein erbitterter Gegner der Wehrpflicht gewesen und als 18-jähriger Schüler „aus Abscheu gegen den Grundsatz des unbedingten Gehorsams“ zeitweise wieder aus dem Offiziers-Ausbildungskorps seines Colleges ausgetreten. Im August 1914, als Großbritannien Deutschland den Krieg erklärte, meldete er sich freiwillig - „um des Krieges willen“, nicht wegen der militärischen Laufbahn. „Von meinen Altersgenossen an der Schule“, schreibt Graves, „ist mindestens jeder dritte gefallen, die meisten von ihnen in der Infanterie und im Fliegerkorps, da sie alle die erstbesten Offiziersposten angenommen hatten, die ihnen angeboten worden waren.“ Anfangs mußte er deutsche Kriegsgefangene und internierte Ausländer bewachen, dann „niedergeschlagen“, wie er zugibt, ausharren in einem Ersatzbataillon. Wiederum durch sein Box-Talent überzeugte er einen Vorgesetzten, ihn so schnell wie möglich an die Front zu schicken – noch vor Jahreswechsel 1914/15 erreichte er mit seinem *Welch-Fusilier*-Bataillon die Westfront, wurde zuerst in der Gegend von Béthune, noch weit nördlich der Somme, eingesetzt; als Hauptmann - seit Oktober 1915 - nahm er schließlich mit seiner walisischen Einheit an einem der südlichen Frontabschnitte - grob gesagt - zwischen Mametz, Frise und Bouchavesnes im Jahr darauf an der großen Somme-Schlacht teil.

Weitere Schlaglichter auf Graves´ Kriegserlebnisse:

Als er im Graben einen Toten findet, fragt er seine Leute:

„Was ist los, weshalb hat er Stiefel und Strumpf ausgezogen?“ ... um mit der Zehe sein Gewehr abziehen zu können. Die Mündung steckte in seinem Mund. „Weshalb hat er das getan?“

„Er war beim letzten Vorstoß dabei, Sir, und das hat ihn etwas konfus gemacht, dazu hat er schlechte Nachrichten (von daheim) bekommen, über sein Mädchen und einen anderen Kerl.“

„... vergessen Sie nicht, an seine Familienangehörigen zu schreiben, den üblichen Trostbrief ... schreiben Sie ihnen, er sei den Soldatentod gestorben ... Ich werde es nicht als Selbstmord melden.“

Graves´ Bursche erzählt:

„Ein Kerl vom Munster-Regiment wünschte sich einen Heimatschuß. Also winkt er über die Grabenwehr dem Fritz zu, um ihn auf sich aufmerksam zu machen. Nichts passiert. Er wedelt ein paar Minuten lang mit den Armen in der Luft. Nicht ein Schuß. Er ... stellt sich auf den Kopf und pendelt mit den Beinen hin und her, bis ihm das Blut in den Kopf steigt. Nicht einen Schuß gab der alte Fritz ab. 'Oh!', sagte der Munster-Mann, 'ich glaube, da drüben ist kein einziger verdammter Quadratschädel. Wo ist die deutsche Armee abgeblieben?' Er guckt über die Wehr, knack! Kugel in den Kopf. Finis.“

„Vor einem Unternehmen legen die Leute eines Zugs alles Bargeld in einen Topf, und die Überlebenden teilen es nachher unter sich auf. Die Gefallenen können sich nicht mehr beklagen, die Verwundeten hätten weit mehr dafür gegeben, daß sie noch einmal davongekommen sind, und die Unverletzten betrachten das Geld als Trostpreis für das Hierbleibenmüssen.“

„Wenn eine deutsche Patrouille auf einen Verwundeten traf, schnitt sie ihm mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit die Kehle durch. Das Bowie-Messer war eine beliebte Waffe deutscher Patrouillen, weil es keinen Lärm machte. Wir zogen den Totschläger vor, einen mit Blei beschwerten Stock. Wenn es also nicht möglich war, einen Verwundeten der Gegenseite mitzunehmen, ohne sich in Gefahr zu bringen, mußte man ihm seine Abzeichen nehmen. Um dies schnell und geräuschlos zu tun, konnte es nötig sein, ihm vorher die Kehle durchzuschneiden oder (eben) den Schädel einzuschlagen.“

„Nur einmal unterließ ich es, einen Deutschen, den ich gesichtet hatte, abzuschießen ... Ich lag auf Scharfschützenposten ... Er befand sich in der dritten Linie und war dabei, ein Bad zu nehmen. Der Gedanke, auf einen nackten Menschen zu schießen, war mir unangenehm; also reichte ich das Gewehr dem Feldwebel neben mir ... Er traf, aber ich war nicht dageblieben, um zuzusehen.“

Die Deutschen schicken den Briten Post über das Niemandsland hinweg – eingewickelte Zettel in entschärften Gewehrgranaten; darauf ist zu lesen:

„Wir, die deutschen Korporale, wünschen Euch englischen Korporalen einen guten Tag und laden Euch für heute abend zu einem guten deutschen Essen mit Bier und Kuchen ein. Euer kleiner Hund lief zu uns herüber, und wir sorgen für ihn. Er bekam bei Euch kein Futter, deshalb rannte er zu uns. Antwort bitte auf demselben Weg.“

Verbrüderungen dieser Art nennt Graves ausdrücklich „keine Gefühlsduselei, sondern ... Austausch von Höflichkeit zwischen den Offizieren gegnerischer Armeen.“

Die Briten nehmen per Megaphon Kontakt zu den Deutschen auf, um so vielleicht herauszufinden, wie stark die vordersten deutschen Gräben besetzt sind:

„'Wie geht's Ihnen, Kameraden?'

Irgendwer rief hochofrennt zurück:

'Ach, Tommy, hast Du inzwischen Deutsch gelernt?'

Das Schießen hörte auf. Eine Unterhaltung begann. Ein Deutscher rief herüber, (daß die Mädchen der Umgebung überaus entgegenkommend seien). Unser Sprecher wollte aber nicht über Sex reden. Lieber erkundigte er sich nach dem Befinden des Kaisers. Man antwortete, daß er sich bester Gesundheit erfreue, danke der Nachfrage!

'Und wie geht's dem Kronprinzen?'

'Der Kronprinz kann uns gestohlen bleiben!', rief jemand auf englisch. Er wurde sofort von seinen Kameraden zum Schweigen gebracht. Nach einem Durcheinander ... fingen sie an, die *Wacht am Rhein* zu singen. Der Graben schien in der Tat sehr gut besetzt zu sein.“

„Sobald es dämmerte, gingen wir hinaus, um die Verwundeten zu bergen. Wir waren die ganze Nacht beschäftigt. Ich kann mich nicht erinnern, währenddessen auch nur einen Schuß gehört zu haben. Dann schossen (die Deutschen) ein paarmal zur Warnung, und wir gaben auf. Bis dahin hatten wir alle Verwundeten und die meisten Gefallenen geborgen.“

„In 'Bereitschaft' wurden täglich Höflichkeitsschüsse zwischen den MGs ausgetauscht. Indem wir an einigen Stellen Patronen aus dem Gurt entfernten, konnten wir den Rhythmus des bekannten Prostituiertenrufs herausklopfen: 'TRIFF mich –

UN – ten – in PICC – a – DILL – y', worauf die Deutschen ... antworteten: 'JA – und OH – ne UNTERHOSE'."

„Jetzt war ich fünf Monate im Graben und hatte meinen Höhepunkt überschritten. In den ersten drei Wochen war ein Offizier kaum zu gebrauchen, er war noch nicht ortskundig, kannte die Lebens- und Sicherheitsregeln noch nicht und hatte noch nicht gelernt, die verschiedenen Grade von Gefahr zu unterscheiden. Zwischen dem dritten und dem vierten Monat war er auf seinem Höhepunkt, sofern er nicht einen besonders bösen Nervenschock erlitten hatte. Danach nahm seine Verwendbarkeit in dem Maße ab, wie sich die Neurasthenie allmählich ausbildete. Nach sechs Monaten war er immerhin noch halbwegs tragbar. Doch wenn er dann nicht einige Wochen Ruhe bekam ..., wurde er (spätestens) nach zehn Monaten eine Last für andere Kompanieoffiziere. Und nach einem Jahr war er oft mehr als unbrauchbar. Dr. Rivers erklärte mir später, daß die Tätigkeit (der Schilddrüse) für dieses Nachlassen der militärischen Tauglichkeit verantwortlich ist. (Mehr und mehr) verrichtete der Soldat seinen Dienst im Zustand von Apathie und Betäubung, wobei sein Körper ihm Ausdauer vortäuschte. Bei mir hat es ungefähr zehn Jahre gedauert, bis mein Blut sich erholte.“

Zehn Jahre, so Graves, habe es gedauert, bis sein Blut sich erholte. Oder seine Psyche – zehn Jahre, bis der Körper, die Nerven, das Unbewußte alle Eindrücke des Krieges an das bewußt zugängliche Gedächtnis weitergaben. Viele Schriftsteller, die, egal auf welcher Seite, am Krieg teilgenommen hatten, waren vor Ablauf dieser zehn Jahre nicht imstande, über ihn zu schreiben, das ist mehrfach bezeugt. Auch gesellschaftlicher Druck drängte das Erlebte zurück. Als Robert Graves nach dem Krieg eine Lehrtätigkeit in Oxford übernahm, wurde er streng darauf verpflichtet, dort nicht von seinen Kriegserlebnissen zu sprechen. *The war* sollte vergessen werden – doch nach zehn Jahren war die Latenzzeit, wie Psychoanalytiker sagen, herum, und überall in Europa setzte ein Kriegserinnerungs-Boom von ungeahntem Ausmaß ein. 1929, wie schon erwähnt, ist auch Graves' Buch erschienen, in dessen zweitem Teil von einem weiteren Dichter und Offizier erzählt wird, den ich Ihnen jetzt vorstellen will, und der ebenfalls ein bedeutender Chronist der britischen Kriegserfahrung an der Somme war: Siegfried Sassoon, völlig anders temperiert als

sein Freund Graves, weit aggressiver in Ton und Empfindung, auch neun Jahre älter, und als Soldat jenen Typus verkörpernd, den man in England „Mad Jack“ nennt, also einen, der - auch gegen ausgegebene Befehle - bei Nacht und alleine zum Feind hinüber, ihn auskundschaften, verwirren oder auch töten mußte. Schockieren wollte Sassoon, vor allem mit seinen Versen, am liebsten die ganze Nation, die in emotionaler Trägheit nicht wahrzunehmen in der Lage war, was ihre Söhne an der Front litten, etwa in dem Gedicht „*Bligthers*“, was so viel heißt wie: Mistkerle oder Stinkstiefel, was Agnes Peth-Steimel aber freundlicher mit „Heimatfront“ übersetzt hat; das Gedicht lautet:

*Das Varieté ist voll, sie wiehern, brüllen
Begeistert, während Hurenreihen lärmen,
Die Beine werfen und den Kehrreim schrillen:
„Der Kaiser muß für uns´re Tanks doch schwärmen!“*

*Jetzt müßt´ ein Tank sich durch die Logen graben
Zum Takt der Jazzmusik und „Home, sweet Home“,
Daß sie vor euren Witzen Ruhe haben,
All die zerfetzten Leichen von Bapaume.*

Sassoon war der Sproß einer alten englisch-jüdischen Familie, deren Mitglieder einst als Sepharden eingewandert und ins Handelsbürgertum aufgestiegen waren. Seinen Vornamen Siegfried verpaßte ihm seine glühend wagnerianische Mutter, und als er während des Kriegs aufgefordert wurde, diesen wohl deutschesten aller Männernamen vorübergehend fortzulassen, soll er nur gesagt haben: „Wär´ ich ein Mädchen geworden, hätte ich Brünhilde geheißen.“ Wie Graves diente er in der Elitetruppe der *Royal Welch Fusiliers* und machte vom ersten Tag an die Sommeschlacht mit. Sassoon ist, soweit ich sehe, der erste europäische Dichter, der bewußt und hoch reflektiert das Trauma zum Gegenstand seiner Kriegslyrik erhob. Wie kein Zweiter zerstörte er mit den Gedichten seines schon 1918, noch während des Kriegs, erschienenen Bandes „Counter-Attack“ – „Gegenangriff“ die menschheitsalte Illusion vom süßen und ehrenreichen Tod im Feld. Ein Jahr zuvor bereits, während einer ersten Trauma-Therapie und nachdem er sein „Military Cross“ (eine

die anbrandenden Gefühle des Schreckens, der Schwäche, der Scham, auch der Selbstverleugnung nicht zu verdrängen, sondern anzunehmen und sie im Gedicht gewissermaßen zu protokollieren und zu reflektieren. Sassoon hat sich mutig darauf eingelassen und kehrte später sogar an die Front zurück, obwohl er den Krieg längst als sinnloses Schlachten erkannt hatte. Und er überlebte ihn.

Seine Einweisung in die Psychiatrie - Kamerad Graves hatte dabei kräftig nachgeholfen - war allerdings auch ein geschickter Schachzug, diesen in jeder Hinsicht draufgängerischen Leutnant der - im übrigen sehr harten - britischen Militärgerichtsbarkeit zu entziehen. Denn Sassoon hatte im Juli 1917 als aktiver Soldat und unter voller Namensnennung einen Aufruf veröffentlicht, der die sofortige Beendigung des Kriegs forderte und überall die Runde machte:

„Diese Erklärung - so hebt der Aufruf an - gebe ich ab in einem Akt bewußter Mißachtung der militärischen Autorität, da ich glaube, daß der Krieg, von denjenigen, die ihn beenden könnten, absichtlich verlängert wird.“

Der Krieg, einst ein Verteidigungs- und Befreiungskrieg, sei zu diesem Zeitpunkt längst einem „Angriffs- und Eroberungskrieg“ gewichen. Die Kriegsziele, die ihn, Sassoon, sowie unzählige andere junge Männer veranlaßt hätten, sich freiwillig zu melden, wären von nun an nicht mehr gegeben. Statt zu kämpfen, solle

sein Land in Verhandlungen eintreten, um den Krieg rasch zu beenden; Sassoon fährt fort:

„Mein Protest richtet sich nicht gegen die Kriegsführung, sondern gegen die politischen Irrtümer und Heuchelein, denen die Frontkämpfer geopfert werden ... Ich glaube auch, daß meine Aktion dazu beitragen kann, die Gleichgültigkeit und Selbstzufriedenheit zu beenden, mit der die meisten Menschen in der Heimat die fortdauernden Schrecken betrachten, die sie nicht erleben und die sich vorzustellen ihre Phantasie nicht ausreicht.“

Sein Feindbild sind die *war mongers* – Kriegstreiber sowie *yellow pressmen* – Zeitungshetzer auf der eigenen Seite. Die andere Seite, die Deutschen, spricht Sassoon im Gedicht, und zwar in makellosem Oden-Versmaß, so an:

*O German mother dreaming by the fire,
While you are knitting socks to send your son
His face is trodden deeper in the mud ...*

*O deutsche Mutter, die du träumst am Feuer,
derweil du Socken strickst für deinen Sohn,
wird sein Gesicht noch tiefer in den Dreck getreten ...*

In „Siegfried’s Journey“, seinem Erinnerungsbuch von 1945 - dem einzigen, das zusammen mit einer Handvoll Gedichte auf

deutsch übersetzt ist -, berichtet Sassoon von einem wahrhaft britisch-bizarren Erlebnis, das er noch zu Kriegszeiten und nicht lange nach seinem Aufruf hatte: Er wurde zu Churchill, damals Munitionsminister, in dessen Amtssitz eingeladen. Das wäre grad, als hätte der Kaiser, Hindenburg oder Bethmann Hollweg einen deutschen Anti-Kriegslyriker wie Alfred Vagts, Wilhelm Klemm oder Edlef Köppen von der Front zu sich bestellt! „Winston“, wie Sassoon sagt, zitierte auswendig und mit voller Anerkennung Gedichte aus „Counter-Attack“. Eine volle Stunde saßen die beiden zusammen. Nur an der kriegskritischen Haltung seines Gastes sowie an dessen Friedensaufruf nahm er, wenn auch freundschaftlich, Anstoß. Sassoon schreibt:

„Im Zimmer auf und ab schreitend, eine dicke Zigarre im Mund, hielt er mir eine Verteidigungsrede auf den Militarismus als Mittel der Politik und treibende Kraft zu herrlichen Einzelleistungen auf allen Gebieten des Fortschritts. Er rühmte mit Nachdruck die Leistungen seines Ministeriums und schilderte die Aufgaben, die es zur schnelleren Vernichtung des Feindes noch zu erfüllen hätte. (Als sein Sekretär eintrat und ihn unterbrechen wollte), ließ Winston sich in seinen Ausführungen (nicht) stören. (Doch) ob er wohl ganz im Ernst sprach, als er sagte, daß der Krieg die 'normale Beschäftigung des Menschen' sei? Und seine Feststellung selbst sogleich durch den Zusatz einschränkte: 'Krieg – und Gartenbau!' Es war unverkennbar, daß er den Krieg zu den schönsten Tätigkeiten auf Erden zählte.“

Ob Sassoon, Graves, Sorley oder Owen – die britischen Kriegsdichter haben sich selbst noch bei der Darstellung extremster Erfahrung allesamt einer zwar stark verdichteten, aber noch mittelend-einfachen Sprache befleißigt, einer Sprache, die am Ziel der Erfahrungsvermittlung ausgerichtet bleibt und sich nicht dem modernen Minenkrieg unterwarf. Da wurde keine Form zersprengt, so wie in der deutschen Kriegssyrik des Expressionismus, da wurde nicht experimentiert und destruiert – eine menschenmögliche Erfahrung sollte auch weiterhin das Gedicht beherrschen. Ich möchte Sie dennoch auf einen der *war poets* aufmerksam machen, der dem Kriegserlebnis einen höchst eigenwilligen Ton abgelauscht hat und wohl die engste Verwandtschaft mit deutschen Kriegsdichtern seiner Generation aufweist: Edmund Blunden, geboren 1896, *Oxford man*, der sich noch im ersten Kriegsjahr freiwillig meldete, obwohl er schwerer Asthmatiker war, und im Rang eines „Second Lieutenant“ („Unterleutnant“) beim *Royal Sussex Regiment* seit August 1916 an der Somme-Schlacht teilnahm. Blunden ist der einzige der hier aufgeführten britischen Kriegsteilnehmer, der an der Somme württembergischen Einheiten gegenüberstand; Ortsnamen wie Authuille, Thiepval, Beaumont-Hamel sind seiner Literatur geläufig; die deutschen Gräben an der Somme nennt er „solid wie Pyramid(en)“, das „kalte und klare Strömen des blauen Ancre“ erscheint ihm mitten in der Schlacht „als Segen“; und im „winzigen“ St. Pierre Divion, lieber Frieder Riedel, entdeckt seine Truppe unter der Erde ein „enormes Laby-

rinth“ und darin - gut geschützt - 2000 deutsche Soldaten. Leider ist kein einziger Satz, kein Vers von alldem ins Deutsche übersetzt. Was Soldaten erlebten, wenn sie vorrückten und feindliche Stellungen einnahmen - wohl der einzig mögliche Sieg im Stellungskrieg, doch tags darauf vielleicht schon wieder verloren - hat Blunden in einem Gedicht auf „the Old German Line“ – „die alte deutsche Frontlinie“ festgehalten; ich habe versucht, es zu übersetzen und seine Sprachdichte zu erhalten:

*Kümmliche Schleier Mondlicht plagten unsre Augen
Mit starren und mit jagend wilden Truggebilden
Der Seele und der Erde in Todeskrämpfen*

*Ein böß gekrümmter Knochenmann
Den Naß und Trocken ganz zernagt
Wünschte noch immer uns den Untergang;*

*Noch pfiff es kreuz und quer von zuckend Blei
Oder knallt ´ wie Peitschenhiebe über Kopf;
Die grauen Fetzen steppten auf den Toten.*

Edmund Blundens Hauptwerk heißt „Undertones of War“ – „Untertöne des Kriegs“ und spürt noch den feinsten Verästelungen der Kriegserfahrung im Gedächtnis nach; doch auch deren Niederschlag im Unbewußten, das Weiterwachsen und Weiterwuchern darin, werden mit avancierten Kunstmitteln untersucht. So

bieten die „Undertones“ sich in keiner Weise als Kriegsepos zur Lektüre an, sondern wollen mitsamt allen biblischen und antiken Anspielungen, mit aller Idyllik, die indes als Kontrastmittel nur den Eindruck des Grauens verstärken soll, als poetische Erinnerungskunst entziffert werden – gerade darum gelten sie heute als „Meisterstück“ der englischen Kriegsliteratur aller Jahrhunderte. Welcher Autor wäre auf die Idee gekommen, die heile Rückkehr von einem mörderischen Vorstoß gegen die Schwabenfeste mit dem Satz zu beschließen: „Wir wurden empfangen wie Lazarus einst.“ Sprich: nach seiner Wiedererweckung von den Toten ...

Die Zeit nach 1918 gilt in Großbritannien als dunkle Zeit; das Schwarz der Trauer bestimmte das Bild des Landes in der Öffentlichkeit, jenes Schwarz, das die Hinterbliebenen der vielen Kriegstoten trugen. Besonders quälend in ihrem Schmerz muß die Unsicherheit gewesen sein, die auch der (zu Beginn dieses Vortrags bereits zitierte) junge Kriegsheimkehrer Harry Patch fühlte, nämlich warum und wofür dieser Krieg von den Briten geführt worden war? Eine Unsicherheit, die sich allein schon darin ausdrückte, daß niemand so recht wußte, wie man diesen Krieg nennen sollte. „The Great War“ - und größer als der nächste - war er noch nicht; auch als „Weltkrieg“ ließ er sich nicht fassen; „Bellum Germanicum“ – „Deutscher Krieg“, so nannte Edmund Blunden ihn in seinem ersten, noch recht wackligen literarischen Erinnerungsversuch Anfang der Zwanziger; und dreißig Jahre später sollte Siegfried Sassoon, der Streitbare, sich jeder herrschenden Semantik

verweigern und den Ersten Weltkrieg den „europäischen Krieg“ nennen; Robert Graves entzog sich dem Benennungszwang übrigens, indem er etwa aus dem gleichen Zeitabstand dichtete:

*Was war denn Krieg? Nicht bloß ein Fahnenstreit ...
Krieg war das Scheitern alles höheren Wesens*

Es sollte noch Jahrzehnte dauern, bis ein Historiker schreiben konnte: „Das kulturelle Leben Großbritanniens ist tiefgreifend von der Erinnerung an den Ersten Weltkrieg geprägt.“ Dazu bedurfte es - mindestens - all jener immensen individuellen Anstrengungen, die ich in diesem Vortrag kaum mehr als skizziert habe. Auch das kompakteste kollektive Gedächtnis hat seine tiefsten Wurzeln in unzähligen persönlichen Einzelerinnerungen.

Erspart blieb Großbritannien - ebenso Frankreich -, was ein vergiftetes, haßgeleitetes Kriegsgedächtnis in Deutschland mitbewirkte: die allmähliche Aushöhlung der Demokratie. Freilich, anders als in Deutschland hatte der Krieg in Frankreich und Großbritannien keinen Staatsumsturz zur Folge gehabt; doch auch dort, in diesen altdemokratischen Ländern, führten die Kriegsfolgen zu sozialen Verwerfungen, worauf faschistische und kommunistische Bewegungen ihre höchst eigenen, so militanten wie totalitären Antworten gaben. Doch am Ende behaupteten sich Rechtsstaat und Parlamentarismus, und sowohl in Frankreich als auch in Großbritannien blieb die „Kontinuität der Institutionen“, so Heinrich August Winkler in seiner „Geschichte des Westens“, gewahrt.

Zugleich aber wollte sich in beiden Ländern kein rechtes Siegesgefühl einstellen – wogegen in Deutschland Entsetzen und Enttäuschung über die Niederlage sich schnell ins Wahnhafte steigerten. Die kulturellen Eliten aller drei Nationen entschärften mit Erfolg, wenn auch nicht besonders massenwirksam, die alten Feindbilder propagierten pazifistische Haltungen und arbeiteten an der Aussöhnung; der „Geist von Locarno“, der zeitweise die französische und die deutsche Republik beseelte, war gar nobelpreiswürdig. Eine Art Universalisierung des Kriegs fand auch auf der britischen Insel statt, sehr demonstrativ und pathetisch in Richard Aldingtons vielgelesenen und erstmals 1929 erschienenen Roman „Death of a Hero“ – „Tod eines Helden“, dessen todgeweihte Hauptfigur George Winterbourne am Ende eine der Todeslandschaften an der Westfront durchschreitet, zwischen Freund und Feind nicht mehr unterscheiden mag, sondern ringsum „in erstarrtem Schweigen“ nur noch die „Großtaten der Kultur Menschheit“ erkennt.

Dieser quasi menschheitliche, universalistische Blick auf den Krieg mag auch begünstigt haben, daß in Großbritannien zu dieser Zeit die öffentlichen Sympathien beinahe schlagartig von Frankreich abgezogen wurden und auf Deutschland übergingen. Da brach etwas auf, heikel und schmerzhaft – und machte die britische Frage nach dem Wofür und Warum des eigenen Kriegseinsatzes noch unbeantwortbarer als sie es bislang bereits gewesen war. Auslöser dieses kollektiven Gefühlsausbruchs war das Erscheinen von Erich Maria Remarques Roman „Im Westen nichts

Neues“ in englischer Sprache. England war erschüttert! Bei Remarques Lektüre entdeckte es, daß deutsches Kriegserleben nicht anders als das Kriegserleben der eigenen Leute gewesen war. Auch daß die kaiserlichen Soldaten, je länger, desto widerwilliger gekämpft hatten, was sie sympathisch machte – erstmals konnte man sich auf der Insel mit ihnen und ihrem Grabenelend identifizieren. Politische Deutungen ließen nicht lange auf sich warten: So schrieb eine Zeitung, daß die Deutschen den Briten offenbar näherstünden als die Franzosen, doch leider sei es nun einmal so, „daß wir mit ersteren Streit bekommen und letztere gezwungenermaßen zu Partnern nehmen müssen“. Selbst einflußreiche Tories waren um 1930 der Ansicht, die Partnerschaft mit Frankreich, „dieser in hohem Maße zynischen Nation“, müsse beendet werden. Und ein bedeutender Publizist ließ verlauten: „Jeder halbwegs intelligente Oberschüler ... (müßte endlich) zu dem Schluß kommen, daß unser Kriegseintritt ein grober Schnitzer war. Meine Generation wurde 1914 von der älteren Generation verraten, beschwindelt, ausgebeutet und dezimiert.“ Und die beiden kriegserfahrenen, ja, kriegsgezeichneten Dichter-Soldaten Graves und Blunden ließen öffentlich vernehmen, und ich zitiere sinngemäß: Nie wieder Krieg – außer vielleicht mal gegen Frankreich!

Eine regelrechte Gegnerschaft zwischen Frankreich und Großbritannien hatte sich entzündet, als 1922 die Briten französisch-belgische Vergeltungsmaßnahmen gegen die in ihren Reparationsleistungen säumigen Deutschen abgelehnt hatten – ebenso wie sie nachher das scharfe alliierte Durchgreifen während der Ruhr-

krise mißbilligten. In seiner Kulturgeschichte des Ersten Weltkriegs „Tanz über den Gräben“ zitiert Modris Eksteins französische Äußerungen, die die antibritische Stimmung bereits im Sommer 1917 ausdrücken, wörtlich: „Wir sollten uns bald mit den Boches verbinden, damit sie uns helfen, die Briten rauszuwerfen.“ Auch ein gehässiges Bonmot ist aus dieser Zeit überliefert: „Die Briten“, lautet es, „kämpfen bis zum letzten Blutstropfen – anderer Völker!“

Wie tief der Riß zwischen diesen beiden Westalliierten bereits zu Zeiten des Kriegs gereicht haben muß, läßt Robert Graves ahnen, dessen Kriegs-Memoiren ich nochmals ausgiebig zitiere:

„Im großen ganzen konnten (unsere) Truppen die Franzosen nicht leiden. Es war schwer, mit ihrem Unglück Mitleid zu haben ... Auch waren wir schockiert, ob der Unnachgiebigkeit, mit der die französische Nation buchführte, als wir zum Beispiel erfuhren, daß für jeden britischen Lazarettzug, dessen Lok und Wagen aus England importiert wurden, pro Fahrt eine Gebühr von 200 Pfund für die Schienennutzung bezahlt werden mußte ... Es war ein Wunder, daß es so selten zu Zusammenstößen zwischen Briten und Franzosen kam, die im übrigen unsere Abneigung erwiderten und überzeugt waren, daß wir nach Beendigung des Kriegs blieben und die Kanalhäfen besetzen würden. Wir begriffen nicht, daß es den Bauern ganz einerlei war, ob sie auf der deutschen oder der britischen Seite der Front waren. Sie konnten schlicht mit fremden Soldaten nichts anfangen und waren nicht im ge-

ringsten an den Opfern interessiert, die wir für ihr armseliges kleines Leben brachten ...

(An der Somme) wurde ich (zunächst) bei einem Lehrer einquartiert. Er lebte ausschließlich von Gemüse und gab mir eine Broschüre mit dem Titel *Wie man hundert Jahre alt wird* – wir wußten bereits von der bevorstehenden (Groß-Offensive) und empfanden die Broschüre als guten Witz. Außerdem schenkte er mir Longfellows *Evangeline* ... Da mir englische Bücher, die nach Frankreich verschlagen worden waren, immer leid taten, mochten sie auch noch so schlecht sein, nahm ich es an und brachte es später mit nach Hause.“

Jetzt, gegen Schluß, noch einmal der Versuch, das Warum und Wofür des britischen Kriegseinsatzes auf dem Kontinent zu ergründen – wenn Sie gestatten, aus ganz persönlicher Sicht:

Ich lege meine Beobachtungen an den - durchaus auch mit einem politischem Verstand ausgestatteten - Dichter-Soldaten zugrunde, die ich Ihnen hier vorgestellt habe, diese, um mit Shakespeare zu reden, *band of brothers* (etwa: „Brüdertruppe“) aus den Gräben des Ersten Weltkriegs. Sie - zusammen wie auch jeder einzelne von ihnen - waren um ein Vielfaches europäischer als die heutigen Brexit-Briten! Und, vielleicht ohne es damals noch ganz begriffen zu haben, Vorkämpfer eines Europas gleichberechtigter Nationen. *Dieses* Europa wäre mit den Deutschen des Ersten Weltkriegs nicht zu machen gewesen! Denn die Deutschen strebten nach einem Europa unter ihrer Hegemonie; noch ein

zweiter, weit furchtbarer Krieg sollte nötig sein, sie - vorläufig endgültig - von diesem Streben abzubringen, bis sie sich mit einer Rolle als Nation unter anderen Nationen zufrieden gaben: der ersten und wichtigsten Voraussetzung einer europäischen Gemeinschaft, die lebenswert ist. Um vielleicht erst in fernen Zeiten zu solch einem Ergebnis zu gelangen, war, so scheint mir, der britische Kriegseinsatz auf dem Kontinent nötig - denn ohne Großbritannien hätten die Deutschen den Krieg im Westen höchstwahrscheinlich gewonnen und *ihr* Europa zementiert. Insofern glaube ich nicht an all jene gleichermaßen verantwortlichen Schlafwandler, die über den Kontinent getaumelt sein sollen, nicht wissend, was sie taten, um irgendwann unausweichlich in den Großen Krieg hinein zu stolpern. Vielmehr glaube ich, daß Ziele und Verantwortlichkeiten ganz unterschiedlich verteilt waren, und, so wie dann auch im Zweiten Weltkrieg, eine westliche Koalition - mit den Briten in einer wichtigen Führungsrolle - Europa die Option erhielt, im Kern demokratisch zu bleiben und die Demokratie in Zukunft noch auszubauen.

Postscriptum: Der persönliche Preis, den die aufgeführten Dichter-Soldaten für ihren Kampf zu entrichten hatten, war hoch. Auf einen Punkt gebracht, lautete er: Entwurzelung. Das Land, für das sie gefochten hatten, war ihnen nach ihrer Rückkehr fremd, ja, es erbitterte sie - ganz wie Blunden in seinem Gedicht „1916, von 1921 aus gesehen“ schreibt, umgetrieben von dem Wunsch:

Where all have homes and none 's at home in vain

Wo alle Heimat haben und nicht allein in ihrer Einbildung

Doch diese Heimat war nicht wiederzufinden – die entfremdende Macht der Kriegserfahrung, vor allem des Traumas, war von durchschlagender Wirkung. Zerrüttet das Verhältnis zu sich selbst, zerrüttet das Verhältnis zu den Zeitgenossen, die wieder normal leben wollten, was die Gezeichneten nicht oder noch nicht konnten. Es ist auffällig, daß sie mehr oder weniger nah am Kriegsende fast allesamt weggingen. Als Robert Graves in der Rolle eines Literaturprofessors nach Kairo aufbrach, wollte er nie wieder nach Großbritannien zurückkehren, weshalb seine Kriegs-Memoiren auch „Good-bye to All That“ heißen. Später hat er sich auf Mallorca niedergelassen und wurde ein weltberühmter Mythenforscher, immer dabei, das große Menschheitsverderben namens Patriarchat zu untergraben. Edmund Blunden ging als erster aus dem Westen stammender Professor für englische Sprache und Literatur für Jahrzehnte nach Tokio und Hongkong. Robert C. Sherriff ließ sich als Drehbuchautor in Hollywood nieder. Richard Aldington wanderte regelrecht nach Frankreich aus und lebte dort in bescheidenen Verhältnissen, obwohl er in England sowohl als Journalist wie auch als erstklassiger Übersetzer aus dem Griechischen und Lateinischen genug Verdienstmöglichkeiten gehabt hätte. Auch Siegfried Sassoon, zeitlebens finanziell unabhängig, zog sich zurück, wenn auch in die eigene, die englische Provinz.

Im Alter soll er völlig vereinsamt gewesen sein, einzig beheimatet in den Widersprüchen, die er auf sich genommen und literarisch fruchtbar gemacht hatte: als hochdekoriertes Frontoffizier und nimmermüder Pazifist; als Linkssozialist und Salonlöwe; als Homosexueller, der trotzdem Ehemann und Vater geworden war; und schließlich als Jude, der katholisch wurde. Wie lautete doch sein Motto, das fortan viele seiner Kriegsbücher zierte?

I could not longer call my life my own.

Ich kann mein Leben länger nicht mein eignes nennen.

All diese Männer sind alt geworden, zwischen siebzig und neunzig. Robert von Ranke-Graves starb erst 1985, seine letzten 15 Lebensjahre hatte er in psychischer Verwirrung zugebracht, wie seine Biographen wissen, die letzten fünf gar in völliger Umnachtung. So lange er noch ansprechbar war, fragte man ihn, wo er - während seiner langen Absenzen - denn sei: „In hell“, soll er darauf gesagt haben, „in der Hölle“. Dort meinte er büßen zu müssen – für all jene, die unter seinem Kommando im Krieg gefallen waren, damals, als er im Alter von kaum zwanzig für Hunderte von Soldaten einsam und allein die Verantwortung tragen musste.